

Natalie Koch, *Striche / Streiche*

(*Streken*, Querido Verlag, Amsterdam: 2006)

Aus dem Niederländischen übersetzt von Andreas Ecke

S. 36-40

Ein kurzes Klopfen an der Tür. 'Hi, mister Bronckhorst.' Das flüchtige Lächeln, das über ihr Gesicht ging, genügte, um ein angenehmes Gefühl in seinem Bauch hervorzurufen.

'Sag einfach Arthur.' Bis fünf Uhr an diesem Nachmittag hatte ihn das formelle Gehabe nicht gestört, jetzt ekelte es ihn an wie ein zu üppiges Weihnachtsessen.

Ein rascher Blick in seine Richtung, dann sagte sie es. 'Arthur.' Er genoss es, sie den Namen so aussprechen zu hören, englisch mit leichtem Londoner Akzent. Arthur. Wie der mythische König.

Sie warf den Rucksack auf einen Stuhl und packte ihr Cello aus.

'Ich geb dir gerade ein a.' Er beugte sich über sein Cello und zupfte die A-Saite an. Sie strich, drehte am Feinstimmer. An den Flügel gelehnt, schaute er ihr zu, lauschte dem Stimmen. Dem Einspielen. Diesem Ton.

Es war ein Einweihungsritual gewesen, das Aussuchen eines guten Studiencellos, als er und Alexander am Konservatorium angingen. Der Ernst, mit dem sein Vater an diese Aufgabe heranging, hatte Arthur das Gefühl gegeben, dass er nicht ein Studium aufnahm, sondern sich einer Initiation in das Leben des Berufsmusikers unterzog. Natürlich hatten sich sein Bruder und er schon Jahre zuvor für dieses Leben entschieden, als sie sich auf die Aufnahmeprüfung vorzubereiten begannen; das Bestehen dieser Prüfung bekräftigte aber in den Augen seines Vaters nicht nur ihre Entscheidung, es war auch ein unübersehbares Kein-Weg-zurück-Signal. Von da an zählte nur noch eins: alles geben, um Erfolg zu haben.

Als der Ältere war er zuerst an der Reihe gewesen. Sein Vater hatte ihn zu verschiedenen Geigenbauern mitgenommen und ihn Instrumente ausprobieren lassen, bis bei einem der Funken übersprang. Der Preis sollte keine Rolle spielen; was er damit ausdrückte, war unmissverständlich: 'Ich tue alles dafür, dass du erfolgreich studieren kannst. Enttäusche mich nicht.'

Ein Jahr später hatte Alexander die Aufnahmeprüfung mit Glanz bestanden, und Arthur hatte ihn und seinen Vater bei der Instrumentensuche begleitet. Es war typisch für Alexander, dass er unter all den Celli ausgerechnet das schadhafteste aussuchte, das zu finden war. Etwa hundert Jahre alt, gerade hereingekommen. Die Decke war fleckig und die Einlage beschädigt, der Boden hatte einen Riss.

'Es muss ein bisschen aufgearbeitet werden', sagte der Geigenbauer, 'aber klanglich ist es einwandfrei. Probieren Sie es ruhig mal aus.'

Arthur folgte seinem Bruder und seinem Vater in den Proberaum. Er empfand Mitleid. Bis sein Bruder den Bogen ansetzte und der Saite einen Ton entlockte, voll und dunkel wie ausgereifter Portwein. Nach fast dreißig Jahren war die Erinnerung daran noch frisch. Alexander in seiner fadenscheinigen Jeans mit weitem Schlag, den langen, blassen Armen, die aus den Ärmeln eines verwaschenen Batik-T-Shirts herausragten, den nackten Füßen in Zehenstegsandalen, den schulterlangen blonden Haaren. Die Tage der Hippiefrisuren waren schon gezählt, aber Alexander, dem Mode oder irgendwelche außermusikalischen Ideale eigentlich gleichgültig waren, ließ seine Haare lang, weil sein Vater das hasste. Er spielte, als wäre er im Inneren einer Seifenblase. Sätze aus den Bach-Suiten, Fragmente Saint-Saëns, ein wenig Beethoven. Die Augen des Geigenbauers glänzten vor Überraschung. 'Ihr Sohn hat Talent.' Und sein Vater: 'Was sonst, er ist ein Bronckhorst.'

In diesem Augenblick hätte Arthur liebend gern sein eigenes Cello gegen das von Alexander

getauscht. Aber der schöne Ton war auch Alexanders Verdienst; als er selbst einmal auf dem Instrument gespielt hatte, klang es anders. Weniger in sich gekehrt; extrovertierter. Alexander hatte in diesem dunklen, lyrischen Cello seinen Partner gefunden.

Chrissie ließ ihren Bogen sinken und schaute ihn erwartungsvoll an.

‘Was möchtest du spielen?’ fragte er.

‘Wieder den Dvořák.’

‘Hast du noch daran gearbeitet?’

Ein kurzes Nicken.

Er hatte es schon erwartet und deshalb in der Mittagspause einen Klavierauszug des Konzerts aus der Bibliothek geholt. Er schlug am Klavier die Akkorde an, die dem Einsetzen des Cellos vorangehen. Ihr Einsatz war perfekt getimt. Er konnte hören, dass sie den Satz geübt hatte, einige Unebenheiten waren schon fast beseitigt. Aber abgesehen vom Technischen überwältigte ihn wieder die Art ihres Musizierens. Wie die Töne sich singend von den Saiten lösten, wie sie alle Klänge mit einer drängenden Leidenschaft füllte, jede Note zu einem Stück Poesie machte, zu einem unverzichtbaren Wort in einem bewusst durchgeformten Text. Er spürte die Klänge in seinem Inneren, als würde er selbst spielen, frei, von nichts behindert, wie er lange nicht mehr gespielt hatte. Gleichzeitig überkam ihn ein giftiger Neid, ein Gefühl, das er schon seit zwanzig Jahren überwunden geglaubt hatte. In ihrem Spiel hörte er, was seinem eigenen fehlte. Das Konzert gestern – er wagte kaum daran zu denken. Diese Intensität, wo war sie geblieben? Diese Fähigkeit, zu spielen, als hänge das Leben davon ab? Wenn die Routine siegte, wenn man nicht mehr das Gefühl hatte, dass alles noch erobert werden musste, war es dann zu Ende? Es konnte doch noch nicht zu Ende sein?

Er stellte sich hinter sie und legte ihr die Hände auf die Schultern. ‘Entspannen. Ganz locker.’ Im selben Moment wusste er, dass er nur einen Vorwand dafür suchte, sie zu berühren. ‘Mit guter Haltung beugt man Schäden in späteren Jahren vor’, fügte er etwas schwerfällig hinzu. Diese gleichmäßig weiße Haut unter dem hin und her federnden Pferdeschwanz, mit einer hauchdünnen Silberkette und einem Pickelchen als einzigem Kontrast. Er beugte sich vor und blätterte für sie um. Die Zeit verflog – Zeit, die er sonst dafür nutzte, das notwendige Gleichgewicht von Spannung und Ruhe zu finden, damit er anschließend auf dem Podium das leisten konnte, was er von sich erwartete. Trotzdem ließ er sie bestimmte Passagen wieder und wieder spielen, ging ausführlich auf Details ein, trieb sie mit weit ausholenden Gesten an, trat den Takt, spielte mit ihr zusammen, als bräuchte er nachher kein Konzert zu geben.

‘Darf ich noch etwas spielen?’, fragte sie, als sie den Satz durchgearbeitet hatten. ‘Ich hätte so gern, dass Sie es hören.’ Sie schaute ihn gespannt an, und jetzt lächelte sie sogar.

‘Gut, noch kurz.’ Allmählich musste er die Stunde doch beenden, obwohl er dankbar für alles war, was sie noch eine Weile hier festhielt. Wenn sie das Zimmer verließ, war es vorbei.

‘Ich konnte die Noten nicht finden, deshalb habe ich es nach der CD zusammengesucht. Haben Sie es nie herausgeben lassen? Ich finde das Stück so schön.’ Und dann spielte sie diesen langen, dunklen Ton, den Anfang einer Melodie voller Lyrik, erst noch verhalten – ein Adler auf einer Felsenspitze, bereit, sich aufzuschwingen, um anmutig kreisend in die Höhe zu schweben. Ein bis an die Grenzen des Möglichen ausgesponnenes Thema über alle fünf Oktaven, eigensinnig und sehnsüchtig, sanft und bitter, das aus unterirdischen Tiefen in den leeren Raum aufsteigt, von jemandem komponiert, der das Violoncello durch und durch kennt. Ein langsamer Dreivierteltakt, wie ein Trauermarsch mit einem Stocken. Ihm wurde kalt. *Tote Tage*. Zum ersten Mal hörte er jemand anderen das Stück spielen. Nein, das stimmte nicht ganz.

Er ging zum Fenster und starrte hinaus, ohne etwas zu sehen. Kein anderes Stück war so mit seiner Karriere verbunden wie dieses. Seit dem durchschlagenden Erfolg der Uraufführung, bei seinem Konzertexamen, hatte es kaum ein Auftreten gegeben, bei dem man es nicht als Zugabe verlangt hätte, sofern er es nicht ohnehin auf Wunsch des Veranstalters aufs Programm gesetzt

hatte. Er hatte es sogar einmal auf CD aufgenommen, und eine Besprechung dieser Aufnahme war ihm Wort für Wort im Gedächtnis geblieben: *Koryphäen aus der Welt der zeitgenössischen Musik lassen kein gutes Haar an Bronckhorsts Stück Tote Tage, das ihrer Ansicht nach in einem völlig überholten Idiom komponiert ist, dem Lyrizismus des 19. Jahrhunderts verpflichtet. Aber Schubert wusste, dass Menschen auch schöne Melodien hören möchten, Rachmaninow hat es genutzt, und Arthur Bronckhorst weiß es ebenfalls. Hoffen wir, dass er noch öfter mit solchen Einfällen gesegnet wird.* Die Lichter der Straßenlampen und der Autos, die sich in langen Schlangen vor dem Gebäude herschoben, verschwammen streifig in dem aufziehenden Nebel vor seinen Augen. 'Halt!'

Natalie Koch ist Musikwissenschaftlerin. Sie hat unter anderem als Musikjournalistin gearbeitet und Texte für Konzertprogramme und CD-Beihefte verfasst. 2006 ist im Querido-Verlag in Amsterdam ihr Debütroman Streken (Striche / Streiche) erschienen, der in die Vorschlagsliste des Libris-Literaturpreises 2007 aufgenommen wurde.

Natalie Koch, *Silent Days*

(*Streken*, Querido Publishers, Amsterdam: 2006)

translated from the Dutch by S.J. Leinbach

pp. 36-40

A short knock at the door. 'Hi, Mr Bronckhorst.' The fleeting smile that passed over her lips was enough to give him an agreeable sensation in his stomach.

'Call me Arthur.' Until five o'clock that afternoon he had no problems with the formality of a title, but now it palled on him like a fulsome Christmas dinner.

A glance in his direction, and then she said it: 'Arthur.' He liked the way it sounded coming out of her mouth, pronounced in the English fashion, with a slight London accent. Arthur. Like the legendary king.

She tossed her book bag on a chair and took out her cello.

'Let me give you an A.' He bent over his own instrument and plucked the A string. She drew the bow over the strings, turning the fine tuners as she did so. Leaning against the piano, he looked at her and listened as she tuned the instrument and warmed up. That tone.

When it came time for him and Alexander to attend conservatory, the process of selecting a good practice cello had been like a sacred ritual. The seriousness with which his father undertook the task gave Arthur the feeling that he was not merely embarking on a course of study but at the same time undergoing an initiation into the life of a professional musician. Of course, he and his brother had chosen that life years before, in preparing for the entrance exams, but in their father's eyes the letter of acceptance was not only a confirmation of their choice, it was also an A4-sized billboard marking the point of no return. From that point on there was only one rule: nothing less than your best counted.

As the elder of the two, his turn came first. His father took him to various violinmakers and let him try out instruments till one 'clicked'. Price was no object, and the subtext was clear: 'I'm doing everything to ensure your success. Don't disappoint me.'

A year later Alexander passed his audition with flying colours, and Arthur went along with him and his father on their search for an instrument. It was so like Alexander to pick out the most decrepit cello he could find. It was a hundred years old, give or take, and had just come in. The top was dotted with stains, the purfling was damaged around the edges and the back had a crack in it.

'It needs a bit of work,' said the violinmaker, 'but there's nothing wrong with the sound. Try it and see.'

Pityingly Arthur followed his brother and father to the practice room. Pityingly, that is, until Arthur started to play, eliciting a rich, dark tone that rolled off the string like a drop of aged port. After almost thirty years the memory was still fresh: Alexander sitting there in his threadbare bellbottoms; long, pale arms sticking out of a faded tie-dye shirt, bare feet in flip-flops, shoulder-length blond hair. Hippie hair was on the way out, but Alexander, who generally scorned the dictates of fashion or indeed any other ideals (apart from musical ones), kept his hair long because his father hated it. He played as if he were in a bubble. Excerpts from the Bach suites, fragments of Saint-Saëns, a bit of Beethoven. The eyes of the violinmaker gleamed with surprise. 'Your son has talent.' To which his father replied, 'What do you expect? He's a Bronckhorst.'

At that moment Arthur would have gladly traded his own cello for Alexander's. But part of the credit for the beautiful tone belonged to Alexander; the one time he played his brother's

instrument, it sounded different. Less subdued, more extroverted. In that dark, lyrical cello Alexander had found his partner.

Chrissie lowered her bow and looked at him expectantly.

‘What did you want to play?’ he asked.

‘I’d like to give the Dvořák another try.’

‘Have you been practising it?’

A single nod.

In anticipation of that nod he had nipped to the library during his afternoon break to borrow a piano reduction of the score. He struck the chords that heralded the cello’s entrance. She came in at just the right moment. He could hear that she had been working on the piece; some of the wrinkles had been smoothed out. But along with her technique he was again struck by her formidable musicianship. The way the tones leapt off the strings as she chased them across the score, transforming every note into poetry, an indispensable word in a tightly constructed story. They resonated within him as if he were performing the piece himself, free of all inhibitions, the way he hadn’t played in years. At the same time a toxic jealousy came over him, a feeling he thought he had outgrown twenty years ago. In her playing he heard what his own lacked. He hardly dared think about yesterday’s concert. What had become of the intensity? The ability to play as if his life depended on it? If he could no longer muster the feeling that music was there to be conquered, was he finished? He couldn’t be finished yet, could he?

He stood behind her and put his hands on her shoulders. ‘Relax. Keep it fluid.’ The moment he did it he realised that he had only been looking for an excuse to touch her. ‘Good posture helps prevent injuries later in life,’ he add, somewhat lamely. The uniformly pale skin under the swinging ponytail was interrupted only by a thin silver necklace and a pimple. He leaned in to turn the page. The time flew by – time he normally used to find the right balance between tension and relaxation that he would need for that night’s concert. Nevertheless he had her play certain passages over and over, focusing on the tiniest details. He egged her on with grandiose gestures, stamped time with his foot, played parts of the piece with her, as if he didn’t have a performance of his own to give later in the evening.

‘Can I play something else?’ she asked when she had finished the movement. ‘There’s something I wanted you to hear.’ Her eyes were tense, yet she was smiling.

‘All right, but I don’t have too much time.’ He really did have to end the lesson before too long, even though he wanted to seize every excuse to keep her here. When she walked out of the room, it would be over.

‘I couldn’t find the music, so I learned it off the CD. Haven’t you ever had it published? It’s such a beautiful piece.’ She began with that long, dark note that was the start of a melody steeped in lyricism. Reserved at first, like an eagle poised on an outcropping of rock, then soaring skyward in graceful curves. A long theme, which unfolded over the instrument’s full five-octave range, wilful and yearning, gentle and bitter, from the subterranean depths to the rarefied heights, written by someone who knew the instrument through and through. A dirge in three-quarter time: a death march with a limp. Arthur felt chills. *Silent Days*. It was the first time he had ever hear someone else play it. No, that wasn’t entirely true.

He walked over to the window and stared outside without seeing anything. No other piece was so tightly interwoven with his career as this one. Since the wildly successful premiere at his final exam, he was asked to put the piece on the programme of nearly every concert he gave, or to play it as an encore. He had even recorded it, and he remembered the review of that recording word for word: *The leading lights of contemporary music have been withering in their assessment of Bronckhorst’s Silent Days, which is composed in what they regard as an obsolete idiom, modelled on the lyricism of the nineteenth century. But sometimes people just want to hear a good tune. Schubert understood that; so did Rachmaninov. And so does Arthur Bronckhorst. Let’s hope he is soon visited by another such flash of inspiration.*

The beams of the streetlights and the rows of cars that streamed passed the building drew lines in the mist that was drifting past his eyes. 'Stop!'

Natalie Koch is a musicologist. She has worked as a music journalist and written programme notes for concerts and liner notes for CDs. In 2006 she published her first novel, Silent Days, which made the long list of the prestigious Libris Literature Prize.

Natalie Koch, *Le archet*

(*Streken*, Éditions Querido, Amsterdam 2006)

traduit du néerlandais par Mireille Cobendy

p. 36-40

Un coup bref à la porte. ‘Hi, mister Bronckhorst.’ Le sourire furtif qui se dessina sur le visage de la jeune fille suffit à lui procurer une sensation agréable au niveau de l’estomac.

‘Appelle-moi Arthur.’ Jusqu’à cinq heures de l’après-midi, il ne s’en était pas soucié, mais à présent, ce ton formel lui pesait comme un repas de Noël trop copieux.

En le regardant du coin de l’œil, elle finit par dire : ‘Arthur.’ La façon dont le mot sortit de sa bouche lui plut ; à l’anglaise, avec un léger accent londonien. Arthur. ‘Tel le roi légendaire.

Elle se débarrassa de son sac qu’elle posa sur une chaise et en sortit son violoncelle.

‘Je te donne le la.’ Il se pencha sur le sien et pinça la corde du la. Elle fit glisser le archet, manipula la cheville. Appuyé contre le piano à queue, il l’observait, l’écoutait accorder son instrument. Puis elle joua quelques notes. Ce son!

À l’époque où Alexandre et lui étaient entrés au conservatoire, le choix d’un bon violoncelle avait été pour eux un véritable rituel de passage. Le sérieux avec lequel son père avait pris la chose avait donné à Arthur le sentiment qu’il ne s’agissait pas seulement de commencer des études ; il se voyait soumis à une véritable initiation pour pouvoir entrer dans la vie de musicien professionnel. En se préparant à l’examen d’entrée, son frère et lui avaient naturellement fait leur choix depuis des années, mais leur admission était pour son père non seulement la confirmation de ce choix, elle était aussi la preuve incontestable qu’ils ne pouvaient plus faire marche arrière. À partir de ce moment-là, il faudrait tout faire pour réussir.

Comme il était l’aîné, il fut le premier. Son père lui fit faire le tour des luthiers afin d’essayer différents instruments jusqu’à ce qu’il trouve le ‘partenaire idéal’. Le prix importait peu, mais cela sous-entendait : ‘Je mets toutes les chances de ton côté, tu n’as pas le droit de me décevoir.’

Un an plus tard, Alexandre passa brillamment l’examen d’entrée et Arthur l’accompagna dans sa quête d’un instrument avec son père. Parmi tous les instruments, il choisit celui qui était dans le plus mauvais état, on reconnaissait bien là Alexandre. Un violoncelle qui avait au moins un siècle, le luthier venait de le recevoir. La table était tachée, le filet endommagé, le fond présentait une fissure.

‘Il aurait besoin d’un bon nettoyage, dit le luthier, mais pour ce qui est du timbre, il est parfait. Essayez-le.’

Arthur, peu convaincu, suivit son frère et son père dans l’auditorium. Puis Alexandre posa le archet sur les cordes et il en sortit une note pleine et profonde comme une goutte de Porto qui aurait eu tout le temps de mûrir. Trente ans plus tard, il s’en souvenait encore. Alexandre, dans son jean à pattes d’éléphant usé jusqu’à la trame, un Tie Dye T-shirt, des bras pâles et démesurés, pieds nus dans des tongs, ses cheveux blonds pendant sur les épaules. La coupe hippie n’était plus au goût du jour, mais Alexandre qui se moquait de la mode ainsi que des grandes idées, exceptées celles qui concernaient la musique, ne se laissait pousser les cheveux que pour embêter son père. Il joua comme s’il était dans une bulle de savon. Des passages de la suite de Bach, des fragments de Saint-Saëns, un peu de Beethoven. Les yeux du luthier brillèrent de ravissement. ‘Votre fils a du talent, Monsieur.’ Et son père : ‘Que voulez-vous, c’est un Bronckhorst.’

À ce moment-là, Arthur aurait volontiers échangé son violoncelle contre celui d’Alexandre, mais c’est aussi au talent de ce dernier qu’était due la qualité du son ; un jour où il lui

avait emprunté le sien, le son avait été différent aussi. Plus subtile, moins extraverti. Dans ce violoncelle profond, lyrique, Alexandre avait trouvé le partenaire idéal.

Chrissie baissa son archer. Dans son regard se lisaient ses attentes.

‘Qu’est-ce que tu veux jouer?’

‘Dvorák encore une fois.’

‘Tu t’es entraînée?’

Elle eut un petit hochement de tête.

Il s’attendait à ce choix, c’est pourquoi, cet après-midi, pendant sa pause, il était allé à la bibliothèque chercher l’accompagnement au piano. Il tapa les accords avant que le violoncelle ne commence. L’attaque était parfaite. Elle avait bien répété, certaines aspérités avaient presque disparu. Mais ce qui, hormis la technique, le frappait le plus, c’était sa façon de jouer. Les notes se détachaient des cordes, elle les tirait de l’instrument avec une telle fougue, faisant de chacune d’elles un poème, le mot clé d’une histoire. Elles résonnaient en lui comme s’il avait joué lui-même, libre de toute entrave, comme cela ne lui était pas arrivé depuis longtemps. En même temps, il sentit monter en lui le venin de la jalousie, sentiment qu’il croyait avoir surmonté depuis vingt ans. Dans le jeu de la jeune fille, il percevait ses propres lacunes. Comme le concert qu’il avait donné la veille, il osait à peine y penser. Où était l’intensité? Le sentiment que l’on joue comme si sa vie en dépend? Quand la routine avait pris le pas sur le besoin de s’affirmer, l’intensité était-elle morte à jamais? Elle ne pouvait tout de même pas avoir disparu. S’être évanouie?

Il se plaça derrière elle et posa ses mains sur ses épaules. ‘Détends-toi. Reste souple.’ Il comprit au même instant que ce geste n’était qu’un prétexte pour l’effleurer. ‘Une bonne position évite les ennuis plus tard.’ ajouta-t-il mollement. L’uniformité de son teint clair sous sa queue de cheval n’était rompue que par une fine chaînette d’argent et un petit bouton d’acné. Il se pencha vers elle pour tourner la page. Le temps passait vite - ce laps de temps pendant lequel, d’ordinaire, il s’employait à trouver le juste équilibre entre la tension et le calme. Il lui serait nécessaire pour accomplir l’exploit que l’on attendait de lui. Pourtant, il demandait à la jeune fille de rejouer des passages, d’approfondir un détail, il l’encourageait par ses gestes, tapait la mesure, l’accompagnait pour certains morceaux, comme s’il n’avait pas été sur le point de donner un concert.

‘Je peux vous jouer un autre morceau?’ lui demanda-t-elle quand ils eurent fini. ‘J’aimerais vous le faire entendre.’ Son regard trahissait une tension, elle esquissa un vague sourire.

‘Une minute, alors.’ Il fallait pourtant mettre fin à la leçon, même s’il préférerait saisir le moindre prétexte pour la garder un peu plus longtemps auprès de lui. Dès l’instant où elle quitterait la pièce, l’enchantement serait rompu.

‘Je n’ai pas trouvé la partition, alors je l’ai cherché sur le CD. Vous ne l’avez jamais fait éditer? J’aime tellement ce morceau.’ Elle attaqua par un son long, profond, le début d’une mélodie imprégnée de lyrisme, d’abord contenu, tel un aigle sur la pointe d’un rocher, prêts à prendre son envol pour s’élever avec grâce vers les sommets. Un thème long, tendu à l’extrême sur les cinq octaves, obstiné et langoureux, tendre et amer, issu des profondeurs pour atteindre les sommets, composé par un expert du violoncelle. Une mesure à trois temps lente, comme une marche macabre qui tressaute. Arthur fut parcouru d’un frisson. *Dode dagen*. C’était la première fois qu’il l’entendait joué par quelqu’un d’autre. Non, ce n’était pas tout à fait vrai.

Il se dirigea vers la fenêtre, puis fixa son regard au loin sans rien voir. Ce passage, plus que n’importe quel autre, était lié à sa carrière. Depuis le succès foudroyant de la première, lors de son examen final, pour chaque concert qu’il avait donné, on lui avait demandé de le mettre au programme ou bien le public l’avait réclamé en extra. Une fois même, il l’avait enregistré, il se souvenait encore des critiques mot pour mot : *L’interprétation de Dode dagen par Bronckeborst a été vivement critiquée par les autorités du monde de la musique contemporaine. Elle a été selon eux composée dans un langage tout à fait désuet, appartenant au lyrisme du XIXe siècle. Mais Schubert avait compris que le public*

apprécie une belle mélodie, Rachmaninov l'a compris lui aussi, tout comme Arthur Bronckhorst. Nous ne pouvons qu'espérer qu'il continuera à avoir ce genre d'inspiration géniale. Sous ses yeux, les lumières des réverbères et les rubans lumineux tracés par les automobiles passant devant le bâtiment, déchiraient le brouillard. 'Stop!'

Natalie Koch est musicologue. Elle travaille également comme journaliste spécialisée en musique, écrit des commentaires pour concerts et CD. Son premier roman Streken est paru en 2006 et a été présélectionné pour le Prix de littérature Libris 2007.